

Die Erneuerung unserer Kirchenmusik

Von Georg Straßenberger S. J.

Die Anfangsworte päpstlicher Schreiben geben im allgemeinen nicht deren Inhalt an; trotzdem ist es sicher kein Zufall, daß die beiden letzten großen Dokumente der kirchenmusikalischen Gesetzgebung beginnen mit den Worten: »Inter pastoralis officii sollicitudines« und »Divini cultus sanctitatem«¹. Jedes geht von einem Papst aus, der in hervorragendem Sinne Seelsorger genannt werden kann, beide sind Glieder einer großen Reihe von Maßnahmen, die das christliche Volk wieder in innige Lebensgemeinschaft mit Christus und der Kirche bringen wollen. Pius X. sieht ein Hauptmittel darin, daß sich »die Gläubigen im Gotteshaus versammeln, um den wahrhaft christlichen Geist aus der ersten und unentbehrlichen Quelle zu schöpfen, nämlich aus der aktiven Teilnahme an den hochheiligen Mysterien und dem öffentlichen, feierlichen Gebet der Kirche«.

Jede Sinndeutung katholischer Kirchenmusik muß darum von hier ihren Ausgang nehmen, nicht von der künstlerischen Seite her. »Alle, die gut psallieren, legen in bewundernswerter Weise ihre Einmütigkeit bei der Anbetung Gottes an den Tag; ja man gewinnt den Eindruck, als ahmten sie in der harmonischen Abwechslung beider Chorleiten jenes ewige Lob der Seraphim nach, die einander zurufen: Heilig, Heilig, Heilig!« (CA) In seinem neuen und bedeutsamen Buch »Liturgischer Kirchenchor«² umschreibt und erweitert A. Gottron diese Worte: »All unser Mühen in der direkten Seelsorge hat zum Ziel: parare Domino plebem perfectam. Und diese plebs perfecta soll wie eine acies ordinata vor Gott hintreten und schon hienieden im irdischen Wechselgesang zwischen Priester, Chor und Volk ein Abbild des Wechselgesangs der himmlischen Chöre sein. Das Gottesvolk soll in seiner Gesamtheit angeleitet werden zum höchsten Dienst, den es in der Welt gibt, zum Dienste Gottes, dessen höchste Form darin besteht, daß wir, in Christus vereint, mit ihm als unserm Haupt dem himmlischen Vater das Weltopfer darbringen.«

Dieser Dienst gegen Gott wird verwirklicht durch Dienst am Menschen; der Mensch soll Gott nähergebracht werden, und dazu gerade braucht es die sinnfällige Darstellung: »Die besondere Aufgabe der Kirchenmusik besteht darin, mit geeigneten Mitteln den liturgischen Text, der ans Ohr der Gläubigen dringt, auszuschnücken. Deshalb ergeht an sie die besondere Forderung, eben diesem Text eine größere Kraft zu verleihen, damit die Gläubigen dadurch leichter zur Frömmigkeit angeregt werden und ihr Herz besser auf die Erlangung der Gnadenfrüchte vorbereiten, die ihnen durch die Feier der göttlichen Geheimnisse zuteil werden.« (MP)

¹ Motuproprio Pius' X. vom 22. November 1903 und Constitutio Apostolica Pius' XI. vom 20. Dezember 1928, mit approbierter Übersetzung durch Mönche der Abtei Grüssau in dem Bändchen »Die Tonkunst im Heiligtum« (Regensburg 1929, Pustet). Im Folgenden werden die beiden Schreiben, soweit sie nicht aus dem Zusammenhang eindeutig bestimmt sind, zitiert mit »MP« und »CA«.

² Mainz 1936, Matthias=Grünwald=Verlag, 108 S., 16 Bildtafeln. M 3.50, kart. M 4.50.

Heißt es nicht eigentlich eine Selbstverständlichkeit wiederholen, wenn die Päpste der letzten dreißig Jahre diese dienende Aufgabe der Kirchenmusik so klar betonen? Leider ist diese Selbstverständlichkeit notwendig gewesen. Aber ebenso kann man sagen: Sie ist erfolgreich gewesen. Denn berücksichtigt man die Schwierigkeiten, die das Abstellen vielleicht jahrhundertealter Mißbräuche mit sich bringt, so muß man in weiten Kreisen den wirklichen (»wirk=lichen«, das heißt: sich auswirkenden) guten Willen feststellen, diese liturgisch=dienende Haltung sich zu eigen zu machen. Wir können das beobachten bei allen drei großen Gruppen, die durch die päpstliche kirchenmusikalische Gesetzgebung angesprochen werden: das hierarchische Priestertum, das Volk und eine vermittelnde Gruppe, die gleichzeitig dem Altare und dem Volke dienen soll: in alter Zeit »Schola« geheißen, heute Kirchenchor.

Jede kirchenmusikalische Erneuerung wird so ausfallen, wie der Klerus sich dazu einstellt. Nur wo der verantwortliche Priester selbst von Verständnis für die Wichtigkeit einer guten Kirchenmusik erfüllt ist, wo er nicht bloß »Musik in der Kirche« haben will, als eine »ohrenvergnügende und gemüts ergötzende« Zutat, nur dort können die päpstlichen Anordnungen in die Tat umgesetzt werden. Gotttron hat in seinem genannten Buch ein Kapitel »Der Pfarrer«. Er nennt es das kürzeste, aber das wichtigste.

Was die Gesetzgebung fordert, ist eindeutig: gründliche Vorbildung der künftigen Priester, und zwar sollen sie »von frühester Jugend an nicht bloß in den Seminarien, sondern auch in den Ordenshäusern im gregorianischen Gefang und in der Kirchenmusik unterwiesen werden. Denn in diesem Alter lernen sie leichter, was Singen und Stimmbildung betrifft.« Im Verlauf des Theologiestudiums sollen sie dann »in jener höheren Lehrstufe unterrichtet werden, die man am treffendsten Ästhetik nennt, und zwar die des Gregorianischen Chorals und der Musik, der Polyphonie und der Orgelkunst.« (CA) Das ist viel. Derjenige, der das vorschreibt, weiß als Mann der Wissenschaft, was an Lernstoff von unsern heutigen Theologen verlangt werden muß. Trotzdem verlangt er so viel. »Die Kleriker sollen nicht das Seminar verlassen, ohne Kenntnis von diesen Dingen zu besitzen, die doch zur vollständigen kirchlichen Ausbildung notwendig sind.« (MP)

Die Übergangszeit muß natürlich mit allerlei Schwierigkeiten rechnen. Man darf sich nicht entmutigen lassen, wenn man etwa hört von einem Pfarrer einer süddeutschen Großstadt, der während des Weltkrieges regelmäßig nach dem Trauergottesdienst für einen gefallenen Krieger vom Chore noch das Lied singen ließ: »Morgenrot«, oder »Es ist bestimmt in Gottes Rat«. Den Sinn für Volkstümlichkeit in allen Ehren – aber nach dem liturgischen Libera, in der Kirche selber, doch ein ziemlicher Mißgriff. Kein Wunder, daß dann einmal die Mutter eines gefallenen Matrosen bat, man möchte für ihren Sohn an dieser Stelle das »Seemannslos« singen! Auch darf man sich nicht pharisäisch entrüsten, daß da und dort namentlich ältere Herren noch ganz im

Banne der Instrumentalmusik stehen und zunächst jede A-cappella-Musik (die sie vielleicht nur ganz gelegentlich und in trübfeliger Ausführung gehört haben) einfachhin als »Karwochenmusik« ablehnen. Man kann von niemand erwarten, daß er etwas mit Begeisterung anstrebt, was er nicht oder nur mangelhaft kennt. Außerdem ist es durchaus nicht im Sinne der päpstlichen Gesetzgebung, alle Reformen durch einen jähen Bruch mit der Vergangenheit, gleichsam über Nacht, durchführen zu wollen. Nicht alles, was alt ist, ist deshalb schon verrostet. In vielen Fällen kann man nicht einfach mit Hans von Bülow sagen: »Tradition ist Schlamperei« – Tradition ist mitunter eine sehr ernsthafte Sache. Besonders vorsichtig muß an Pfarrkirchen und andern eigentlichen Seelforgskirchen vorangegangen werden. Ordenskirchen können sich in diesem Punkt freier bewegen: In der einen wird ausschließlich der Gregorianische Choral gepflegt, dort ausgesprochene Formen einer neuzeitlichen volkeliturgischen Bewegung, anderwärts hütet man die altüberlieferten Formen barocker Instrumentalmusik – die Leute haben die Möglichkeit, zu wählen, was ihnen zusagt, dorthin zu gehen, wo sie sich angesprochen fühlen. Anders ist es bei Pfarrkirchen, wo heute das Pfarrbewußtsein wieder erwacht. Hier ist die Gemeinde eine bleibende; für gewöhnlich überdauert sie den Pfarrer. Er muß darum um so vorsichtiger sein, daß er nicht in übergroßem Reformeifer schneller mit dem Abbrechen alter Gewohnheiten zur Hand ist, als der Neuaufbau vorstatten gehen kann. Im allgemeinen sind von Pfarrherren in diesem Punkt wenig Übereilungen zu befürchten, eher von jüngeren Priestern. »Mißstände müssen natürlich an erster Stelle behoben werden. Doch ist nicht allein aus römischen Verordnungen zu ermessen, was in dieser Kirche, in diesem Lande, bei diesem Volke, in dieser Diözese als Mißstand zu gelten hat. Ein gewisses Mittelmaß, das sich dauernd erhalten kann, verdient oft den Vorzug vor einem idealen Zustand, der bald wieder vorübergeht.... Es wäre ein ungesunder Zustand im kirchlichen Leben, wenn jetzt mit Berufung auf päpstliche Erlasse jeder gleich anfangen wollte, auf eigene Faust hin zu reformieren, in seiner Kirche kirchenmusikalische Gebote und Verbote zu geben, der eine so, der andere anders. Hat die geschichtliche Entwicklung einmal zu einer gewissen Einheit in einer Diözese geführt, dann ist diese Einheit schon ein großes Gut, das nicht um vorschneller Versuche willen preisgegeben werden darf. Der Gottesdienst muß in sich nicht nur eine gewisse Gleichförmigkeit an den verschiedenen Orten der Diözese tragen, sondern auch eine gewisse Beständigkeit haben, die ihn nicht zum Versuchsobjekt für allerhand Lieblingsideen werden läßt. Der geistliche Kirchenvorstand kann nach mehr oder minder geglückten Versuchen seine Kirche vielleicht gar bald wieder verlassen. Die bleibende Gemeinde steht aber dann vor den Trümmern eines zerstörten Gottesdienstes.«³

Wie steht es nun mit der liturgisch=kirchenmusikalischen Erziehung unserer

³ Erhard Drinkwelder O. S. B., Der geistliche Kirchenvorstand und die Kirchenmusik, in: Musica sacra 1931, S. 111 ff.

jungen Kleriker? Man kann sagen: Es wird viel getan. Namentlich Knabenfeminarien leisten oft Bewunderungswürdiges. Man hat eben – auch unabhängig von der liturgisch-religiösen Frage – die Erfahrung gemacht, daß in einem Internat, wo die Künste reichliche Pflege finden, ein viel frischerer Geist herrscht als dort, wo man sich auf die Pflege der alten Sprachen beschränkt. Vor allem aber ist für den künftigen Priester gründliche musikalische Schulung kein Luxus, sondern Berufsnotwendigkeit. Steht er doch am Altar als Solist vor der Gemeinde, und zwar bei dem erhabensten Anlaß. Gewiß wird man in den künstlerischen Anforderungen milde sein, aber der Gesang am Altar soll doch nicht die Festtagsfreude verderben, Mitleid oder Lachlust erwecken. Außerdem soll ein Kirchenvorstand, der für die liturgische Gestaltung seines Kirchenchores verantwortlich ist, entsprechend beraten können. Er soll mitzureden – und bei Dingen, wo sein persönliches Wissen aufhört, auch zu schweigen wissen. Beides setzt ein entsprechendes Maß von Bildung voraus. Er soll auch die »Kirchlichkeit« seines Chores nach objektiven Normen und nicht nach persönlichem Geschmack beurteilen können. »Mit Organisation und Betriebsamkeit kann hier auch rein gar nichts gemacht werden. Eine neue Praxis kann nur herauswachsen aus einer immer tiefer werdenden Einsicht des Chores und der gesamten Gemeinde in den Gemeinschaftscharakter unseres katholischen Gottesdienstes. Der geborene Lehrer aber ist der Pfarrer.« (Gotttron S. 22.)

Ideal ist es natürlich, wenn der Diözesanbischof nicht bloß allgemein überwachen, sondern aus wahren Sachverständnis heraus in kirchenmusikalischen Fragen wirklich führen kann. Ein deutscher Bischof, der früher Leiter einer berühmten Kirchenmusikschule war, ein französischer Bischof, der einen genauen Unterrichts- und Arbeitsplan für Chöre jeder Größe und für die katholischen Unterrichtsanstalten seiner Diözese aufstellt, mögen einem eingelebten Schlen-drian mißfällig sein, sie sind aber eine vorbildliche Erfüllung der päpstlichen Wünsche. Und umgekehrt konnten in Spanien seit Jahrzehnten die meisten Reformversuche nichts fruchten, weil die tatkräftige, dauernde Führung und Hilfe durch die Bischöfe fehlte⁴.

Auch außerhalb der hierarchischen Führung zeigt sich bei der Kirchenmusik immer wieder, daß meist nicht die Organisation, sondern die priesterliche Persönlichkeit eine ganze Diözese entscheidend beeinflussen kann. Man denke an Franz Witt; heute ist in Belgien Kanonikus van Nuffel der Mann, den man geradezu ein »génie organisateur« nennt, in Nordamerika wird in verschiedenen Diözesen der ganze Erfolg einem einzigen Mann und seiner »unwiderstehlichen Güte« zugeschrieben, und die Pflege des Volkschors in Deutschland ist, trotz vieler Mitarbeiter, in der Hauptsache doch das Werk des einen P. Gregor Schwake O.S.B., gerade so wie P. Dominicus Johnner O.S.B. als die führende Persönlichkeit in der Wiederbelebung des Kunstchors gilt. Es kann eben

⁴ Dabei soll aber ausdrücklich hervorgehoben sein, daß der Volkschoral in Spanien stets eine vorbildliche Pflege fand.

eine wirkliche Erneuerungsbewegung nur durch lebendige Überzeugung von Mensch zu Mensch (Überzeugung, die eine Idee auf andere übergehen läßt, in andern zum Leben weckt) zum Erfolg geführt werden.

Die führenden Männer sind nicht allein geblieben, sie haben ihre Gefolgschaft gefunden: Allen Schwierigkeiten zum Trotz gehen auch die Kirchenchöre mit. Ein neuerer Chorerzieher hat das Wort geprägt: »Es gibt keine schlechten Chöre – es gibt nur schlechte Chorleiter.« Was dort musikalisch gemeint ist, gilt, mit vorsichtiger Anwendung, von der Gesamthaltung eines Kirchenchores. Nächst dem Pfarrer hat sicher der Chorleiter den größten Einfluß auf seinen Chor. Darum müßte dieses Amt ernst genommen werden. Daß man irgendwo in einem Alpendorf den Blasbalgstreiter besser entlohnt als den Organisten, mit der Begründung, »er hätte sich auch mehr zu plagen«, mag ein vereinzelt Vorkommnis sein. Aber auch anderswo wird die Aufgabe eines Chorleiters nicht genügend gewürdigt. Selbstverständlich muß man heute, wo der einzelne oft ein jahrelanges Studium auf seine Ausbildung verwendet hat, auch eine ausreichende Honorierung erwarten. Die leidigen Privatstunden (die auch Gotttron noch zur »Abrundung« des Gehaltes vorschlägt) verzehren oft ungebührlich viel Nervenkraft und Idealismus, wenigstens da, wo das Schülermaterial minderwertig ist. Und damit muß der Privatmusiklehrer rechnen, wenn er überhaupt noch Schüler bekommen will. Ferner sollte man keine unbilligen Forderungen stellen; Von einem freiwilligen Chor mit ein-, höchstens zweimaliger Übungsgelegenheit in der Woche kann man nicht Sonntag für Sonntag eine Kirchenmusik verlangen, die dem Wunsch der Kirche entsprechend »den Charakter wahrer Kunst an sich trägt«, außer wo besonders glückliche Umstände und jahrelange Zusammenschulung den Chor über ein gewöhnliches Maß erheben. Auch sollte man nie vergessen, wie viel es braucht, um mit ermüdeten Menschen in den Abendstunden noch künstlerische Arbeit zu leisten.

Glücklicherweise haben wir heute wieder Chorleiter von Verantwortungsbewußtsein, die wissen, daß rechte Kirchenmusik mehr Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit, Sauberkeit und Pflichttreue in der Vorbereitung, mehr Bescheidenheit in der Ausführung verlangt als etwa ein Oratorium oder eine Messe im Konzertsaal⁵. »Der moderne Kirchenmusiker kommt von der Liturgie her. Das Meßbuch der Kirche muß ihm vertraut sein, der Geist des liturgischen Lebens, die Eigenart und Funktion der einzelnen Teile. Er muß gewissermaßen von der Pike auf gedient haben, als Meßdiener, als Sakristan, als Vorbeter in der Gemeinschaftsmesse, als Vorfänger. Er muß sich in der Zeit seiner Ausbildung gänzlich einleben in den Geist des katholischen Gottesdienstes. . . . Dieser Geist des Dienstes Gottes muß ihm zur zweiten Natur werden, er muß ein tiefreligiöser Mensch sein.« (Gotttron S. 47.)

⁵ Gottfried Rüdinger in einem ausgezeichneten Aufsatz »Gedanken zu kirchenmusikalischen Fragen«, in: *Musica sacra* 1930, S. 230 ff.

Solch hohe Anforderungen können nur durch entsprechende Schulen erfüllt werden. Pius XI. spendet »allen derartigen Schulen und Anstalten, die allenthalben in der katholischen Welt errichtet worden sind, das gebührende Lob, besonders der Päpstlichen Hochschule für Musik«. Bei diesen Kirchenmusikschulen kann man unterscheiden einen mehr geschlossenen Typ, möglichst mit Internat und besonders ausgiebiger Pflege des liturgischen Lebens, und einen mehr offenen Typ, etwa als kirchenmusikalische Abteilung einer sonst weltlichen Musikschule oder Musikhochschule. Als Vertreter der ersten Art sind vor allem bekannt Regensburg und Aachen; auch die Wiener Schule konnte man noch zu ihnen rechnen, solange sie in Klosterneuburg ihren Sitz hatte. Beispiele der zweiten Art sind dagegen Köln, Karlsruhe, München, Stuttgart, Wien seit der Übersiedelung in die Stadt Wien selbst. Beide Arten haben ihre Vor- und Nachteile. Einen Typ für sich bildet Berlin, wo an der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik die kirchenmusikalischen Fächer weitgehend für Katholiken und Protestanten gleichzeitig gelehrt werden. Gregorianik z. B., also Geschichte und Praxis des Chorals, ist dort als Vorlesung und Übung beiden Konfessionen gemeinsam, so daß unsere gregorianischen Melodien und ihre Ästhetik den dortigen protestantischen Studierenden besser bekannt sind als manchen katholischen Chorregenten älterer Prägung. Selbstverständlich sind die eigentlichen liturgischen Übungen nach Konfessionen getrennt. Die allgemeine musikalische Ausbildung dagegen genießen alle Kirchenmusiker zusammen mit den Schulmusikern, was sich für gewöhnlich nur förderlich auswirkt⁶.

Außer den Chorleitern sollen aber nach dem Willen der Kirche auch die Sänger in eigenen Singschulen vorbereitet werden. Denn es werden hohe Anforderungen auch an sie gestellt: »Die Sänger bekleiden in der Kirche ein liturgisches Amt im eigentlichen Sinne.... Es sollen keine Sänger in den Chor aufgenommen werden, von deren Frömmigkeit und Unbescholtenheit man nicht überzeugt ist. Sie müssen sich durch sittsames Wesen und Gottesfurcht auszeichnen, wie es sich gebührt für den heiligen Dienst, dem sie sich weihen (MP).« Hier setzt der Papst einen Chor voraus nach dem eigentlichen kirchlichen Sprachgebrauch, einen Chor, der seinen Namen gemeinsam hat mit dem Ort, an dem er amtiert, nämlich im »Chor« der Kirche, in der Nähe des Altares, angetan mit liturgischen Kleidern⁷. Für das, was wir heute Kirchenchor nennen, hat die päpstliche Gesetzgebung den Ausdruck »Capella« - Tribünenchor, Podiumschor könnte man sagen, im Unterschied zum liturgischen Chor, der »Schola« genannt wird. Entscheidend ist natürlich nicht die äußere Aufstellung, sondern die innere Gesinnung; es kann ein Chor weit weg vom Altar auf einer Empore singen und doch die rechte liturgische Auffassung haben,

⁶ Über die Eigenart ausländischer Anstalten liegen uns nicht genügend Angaben vor, um sie hier entsprechend einreihen zu können.

⁷ Unter diesen Voraussetzungen erscheint das Verbot der Frauenstimmen im Kirchenchor als etwas nicht weiter Verrunderliches.

und es kann ein Chor neben dem Altare singen und dabei eitle Selbstvergötterung treiben⁸.

Solange die geforderten Sängerschulen noch nicht zahlreich genug sind (und auch wenn sie einmal in genügender Zahl bestehen), ist eine eingehende Schulung der Chöre selbst unerlässlich. Gotttron gibt sehr wertvolle Winke, wie ohne viel Aufhebens, durch einführende Bemerkungen, der Geist namentlich in den Proben vertieft werden kann. An Stelle der »Gefangsvereinsprobe« muß ein Typ der wirklichen Chor=Probe geschaffen werden. In besonderer Weise kann die Auffassung des Sängerberufes gehoben werden durch Einkehrtage und Chorfängerexerzitien. Chöre, die innerhalb des Wirkungskreises der Benediktinerabteien Gerleve=Coesfeld, Beuron oder Grüssau liegen, werden diese Einrichtungen besonders segensreich verspüren. In Österreich geschieht dieser Art am meisten in dem kleinen, aber musterhaft organisierten Vorarlberg. Der Verlag Laumann (Dülmen) gibt eine eigene Halbmonatschrift für Kirchensänger heraus: »Liturgie und Kirchenmusik«, geleitet von P. Gregor Schwake O.S.B., die in leicht faßlicher Art die Früchte solcher Befinnungstage bewahren will.

Es muß allmählich wieder der Begriff des eigentlichen liturgischen Chores, der Schola, zum selbstverständlichen Eigentum aller Sänger werden. Wo ein Hochamt gesungen werden soll, ist immer eine »Schola« nötig, d. h. eine Sängergruppe, die die Eigengefänge des Tages vorträgt; eine »Capella«, die in mehrstimmiger Ausführung das Ordinarium (oder Proprium) vorträgt, ist zwar eine künstlerisch willkommene, aber liturgisch nicht notwendige Einrichtung. Bei uns in deutschen Landen sind nun die Dinge weithin umgekehrt: fast überall »Capella«, ganz selten erst auch eine »Schola«. Sollen nun die päpstlichen Bestimmungen verwirklicht werden, so muß man früher oder später an die Gründung einer solchen Schola herangehen. Es ist klar, daß es leichter ist, irgendwo von Grund auf neu zu beginnen, als einen Kirchenchor älterer Prägung umzuformen, ihm eine Schola abzutrennen oder anzugliedern.

Praktische Anleitung zu einer solchen Neugründung verspricht das an idealen Gedanken reiche Büchlein von W. Lipphardt: »Choral und Pfarrgemeinde«⁹. Bedauerlicherweise scheint uns aber der praktische Teil darin der schwächste zu sein. Namentlich die heikle Frage der Gründung von Knabenchören – und solche kommen ja für den liturgischen Chor vor allem in Betracht – wird dort mit

⁸ Gotttron scheint uns hier zu weit zu gehen, wenn er den heutigen Chor einfach »im Gegensatz zur kirchlichen Gesetzgebung« erklärt, weil er fern vom Altare steht (S. 33). Es kommt wohl auch hier nicht bloß auf den Buchstaben, sondern ebenso auf den Geist an! Auch an anderer Stelle (S. 55/56) empfinden wir es als eine einseitige Behauptung, außer einer Blasmusik bei Prozessionen und beim Einzug oder Auszug des Bischofs bleibe an Instrumentalmusik nur noch die Orgel übrig – dabei wird die unmißverständliche Erlaubnis der Instrumentalmusik durch Pius XI. (freilich erst an letzter Stelle und mit den nötigen Einschränkungen) verschwiegen!

⁹ Werkhefte für die katholische Pfarrgemeinde, 8. Heft. (111 S.) Kevelaer 1936, Butzon & Bercker. M 1.35.

zu wenig Rücksicht auf fachliche Schwierigkeiten gelöst. Was der Verfasser da vorschlägt, setzt außergewöhnliche Erzieherbegabung voraus –, aber wie kann man eine Sache, die für weiteste Kreise berechnet ist, auf solche bauen? Die Autoritäten, die hier (und gelegentlich in kirchenmusikalischen Zeitschriften) für die Errichtung von Knabenchören angeführt werden, helfen wenig. Es ist alles richtig, was gesagt wird. Aber was ist einem Lehrer oder Kaplan auf dem Lande damit gedient, wenn Leiter von hochwertigen Knabenchören an Kathedralkirchen mit jahrzehntealter Tradition bestätigen, mit Knaben sei, trotz verschiedener kleiner Unannehmlichkeiten, leichter und besser arbeiten als mit Damenstimmen? Wir freuen uns, daß wenigstens an einigen Orten das Ideal schon verwirklicht ist; aber der Mann, der irgendwo aus dem Nichts einen schön und fromm singenden Knabenchor schaffen soll, braucht andere Anleitung. Er möchte hören, wie man über die allerersten Anfangsschwierigkeiten weghkommt. Wenn er dann gar liest, daß geeignete mehrstimmige Propriumsversionen für seine Knabenschola die von Doeblen, Jochum und Lemacher seien, ja daß auch der »Choralis Constantinus« von Heinrich Isaak, die Offertorien und Hymnen von Palestrina, die Offertorien Orlando di Lasso, die Magnificat-Antiphonen L. Marenzios und viele andere Meisterwerke des 16. Jahrhunderts »gerade für die Schola Cantorum sehr gut geeignete Motetten« seien (S. 69), – dann können wir es ihm nicht verübeln, wenn er enttäuscht das Büchlein schließt und meint, es müsse wohl für Leser aus dem Land Utopia geschrieben sein. . . .

Wirtschaftliche Schwierigkeiten sind manchmal drückend, aber doch nicht unüberwindbar. Denn wir kennen eine Reihe von Ländern und Gegenden, die arm sind, trotzdem aber Erstaunliches leisten, weil sie gefinnungsmäßig der Reform freundlich gegenüberstehen. Musterbeispiele sind etwa der zu Polen geschlagene Teil von Deutsch-Oberschlesien oder manche Vorstadtpfarrei mit Arbeiterbevölkerung in Schweizer Diaspora-Großstädten. Eine ähnliche Erscheinung ist es auch, wenn in Holland gerade auf dem breiten Land neuer Geist in der Kirchenmusik zu spüren ist, während die Städte noch fast ganz in erstarrter Haltung befangen sind. Die reicheren Mittel tun es also nicht allein. Anderswo allerdings, etwa in Polen und England, ist die Erneuerung der Kirchenmusik im Sinne der päpstlichen Gesetzgebung zunächst ganz auf die Kathedralkirchen und vielleicht einige Ordenskirchen beschränkt, während das Land noch nicht erfaßt ist. Wo aber glückliche Umstände zusammentreffen und die Reform frühzeitig begonnen wurde, treffen wir einen kirchenmusikalischen Hochstand in Stadt und Land, wie z. B. im Rheinland.

Alle Arbeit des Kirchenchores ist nun nicht ein Letztes. Wenn es nicht gelingt, das Volk zu aktivieren, hat der Kirchenvorstand und der Chor seine Aufgabe nicht restlos erfüllt. Denn der dringendste Wunsch des Papstes ist, »daß die Gläubigen an der Feier des Gotteslobes und der heiligen Geheimnisse wieder tätigeren Anteil nehmen«, und zu diesem Zwecke, nicht etwa aus rein

künstlerischen Erwägungen (wenn solche auch nicht fehlen), »forge man dafür, daß der Gregorianische Choral beim Volke wieder eingeführt werde« (MP) - »so weit er für das Volk in Betracht kommt«, fügt Pius XI. in weiser Abgrenzung dazu, um Übertreibungen, Mißdeutungen und dadurch Mißerfolge zu verhüten. Aber »es ist in der Tat durchaus notwendig, daß die Gläubigen nicht wie fremde und stumme Zuschauer, sondern von der Schönheit der Liturgie ganz ergriffen, an den heiligen Zeremonien so teilnehmen, daß sie mit dem Priester und dem Sängerkhor nach den gegebenen Vorschriften im Gefange abwechseln« (CA).

Es handelt sich hier durchaus nicht um eine öde Gleichmacherei, daß in der ganzen Welt nichts mehr gesungen werden soll als ein paar Choralmissen. Die Kirche weiß sehr gut, daß es in der Singfreudigkeit, auch in der Liturgiefreudigkeit der einzelnen Völker gemäß ihrer nationalen Eigenart Abstufungen gibt. Aber schon unabhängig von den Tatsachen kann man sagen: In einer so wichtigen Frage, wie es die Gestaltung des welt-kirchlichen Gottesdienstes ist, kann die Kirche nicht ein Ideal als allgemein verbindlich aufstellen, das dann praktisch nur in romanischen Ländern sich verwirklichen läßt. Überdies ist die universelle Gesetzgebung erst erlassen worden, nachdem Erfahrungen in allen Teilen der Welt gezeigt haben, was möglich ist. Und diese Erfahrungen sagen eben: In dem Kulturkreis, dem sich die römisch-katholische Kirche zuwendet (die Ostkirche mag hier andern Gesetzen unterliegen), findet sich genug Aktivität, daß das Volk zu einer wirklichen Teilnahme am Gottesdienst, auch in gefanglicher Hinsicht, herangezogen werden kann.

Der Haupteinwand, der immer wieder erhoben wird, ist der: »Der Choral ist volksfremd, mindestens für uns Deutsche; er gehört der Geschichte an, also soll man ihn nicht gewaltsam der Gegenwart wieder aufdrängen wollen.« Zunächst zum letzten: »Der Choral gehört der Geschichte an.« Gewiß. Auch die Meßliturgie gehört der Geschichte an; muß deshalb ihr Verständnis dem Menschen des 20. Jahrhunderts restlos verschlossen bleiben? Lebt denn der Mensch nur von Eintagsgedanken und Augenblickserfindungen? Muß alles, was von früher stammt, deshalb nur ein erstarrter Leichnam sein? Gerade unsere Gegenwart, die seit Jahrzehnten krampfhaft nach dem »Zeitstil« auf allen Kunstgebieten sucht und ihn doch noch nicht endgültig gefunden hat, sollte mit der bedingungslosen Ablehnung von Werken und Werten der Vergangenheit vorsichtiger sein.

Freilich stehen wir in unserem Fall vor einer Schwierigkeit eigener Art: Bis zur letzten Generation war der Choral tatsächlich für uns etwas Totes; denn seit seiner unseligen Verstümmelung zu Beginn des 17. Jahrhunderts führte er kein vollebendiges Dasein mehr. Wenn man aber einem Adler die Schwingen beschneidet und ihn in einen Käfig sperrt, darf man sich nicht wundern, daß er nicht mehr fliegt.

Choral ist eben nicht das gleiche wie etwa eine einmal und unveränderlich festgelegte Wandmalerei. Ein Katakombengemälde, ein ravennatisches Mosaik kann von lebendiger Gegenwartskunst zu einer rein geschichtlichen Größe im

Bewußtsein des Volkes herabsinken. Anders der Choral. Selbst wenn wir die ganze vorgregorianische Entwicklung außeracht lassen, so umfaßt allein die Zeit von Gregor dem Großen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts eine Spanne von rund tausend Jahren. In dieser Zeit war der Choral lebendige Musik, die durch ständige Pflege und immerwährenden Gebrauch sich immer wieder wandelte, die bei aller innern Einheit in jedem Lande eine andere, artgemäße Ausdrucksform fand.

Am fernsten steht uns Nordländern naturgemäß jener Teil der Choralmelodien, der auf morgenländischen Ursprung zurückzuführen ist. Aber selbst hier müssen wir schon eine Einschränkung machen: Ist die psalmodische Melodie mit ihrer Hebung und Senkung wirklich »volksfremd« für uns? Wer einmal die Kiedricher Dorfbuben eine Komplet hat singen hören, so unbekümmert und frisch, als gälte es eben irgend ein wohlbekanntes und beliebtes Volkslied zu singen, der zweifelt ernsthaft an dieser Behauptung. Aber nehmen wir den schwierigsten Fall: den Choral in seinen wirklich »orientalischen« Eigenarten, wie sie uns etwa in lang ausgesponnenen Melismen des Kunstchorals entgegen treten. Das ist für uns eine »fremde Schönheit«, aber eben doch eine Schönheit¹⁰.

Das ist aber nicht der ganze Choral. Denn er hat seine Entwicklung durchgemacht im Lauf der Jahrhunderte. Freilich nicht in Willkür, denn die Kirche hat immer normierend eingegriffen, daß nicht allzu subjektives Empfinden sich im Gottesdienst breit machte. Aber wir können verfolgen, wie die ursprünglich typisch »morgenländische« Haltung des Choral mit ihrem geringen Streben nach Gliederung, mit ihrem Ausgreifen ins Unendliche, im frühen Mittelalter unter dem Einfluß der römischen Kantorenschule »geformt« wird, wie der Aufbau längerer Neumengruppen klarer und faßlicher wird, und während der »orientalische« Typ Sprungfolgen vermeidet, die zusammen Dreiklangstöne ergeben würden, ringt sich nun allmählich die Dreiklangsmelodik durch, namentlich in der Bevorzugung des 5. und 6. Tones.

Was aber hier in Rom geschah, wiederholte sich bald in jenen Ländern, denen durch die Glaubensboten Choralmelodien zugetragen wurden: Sie veränderten sich, nicht wesentlich zwar, aber doch so, daß man von einem romanischen und einem germanischen Choraldialekt sprechen kann¹¹. »Paulus Diaconus berichtet von den Germanen, daß sie nicht müde wurden beim Erlernen des Choralgesanges, daß sie aber die Gefänge nicht intakt lassen konnten, sondern aus Leichtfinn (!) etwas von ihren eigenen Gefängen unter die gregorianischen mischten. Diese nationale Eigenart ist auch Aribo von Freising, dem hl. Bernhard und dem hl. Franziskus

¹⁰ Richard Eichenauer, *Musik und Rasse* (München 1932) S. 63. Das Werk ist unseres Erachtens von Einseitigkeiten nicht frei, aber bei der Schwierigkeit des Stoffes doch von einem wohlthuenden Streben nach Sachlichkeit.

¹¹ Vgl. J. Kreitmaier in dieser Zeitschrift 113 (1927) S. 66: »Dialekte des gregorianischen Choral.«

aufgefallen.«¹² In der Karolingerzeit hatte sich der Schwerpunkt der europäischen Musik nach Norden verlegt. Die großen Klöster des Frankenreiches wurden die Heimstätten des Chorals, nicht eines ängstlich konservierten, sondern eines, der bei aller Pietät stets neu erschaffen wurde. Man denke an die Sequenzen der damaligen Zeit, vor allem an das dramatisch bewegte »Victimae paschali«. »Gegenüber der gelenkigen Anmut der südlichen Gregorianik herrscht hier schwer schreitende Wucht.«¹³

Freilich ging, gerade durch die kunstmäßige Pflege und immerwährende Fortentwicklung, der Choral als praktisches Singgut für das Volk verloren; denn jeder Volkschoral verlangt nun einmal eine gewisse Einfachheit und Beharrung. Aber der Geist gerade dieses Chorals lebte im deutschen Volke weiter; er schuf jene herrliche Reihe vorreformatorischer Lieder, die leider unserem heutigen Volksempfinden, wenigstens der älteren Generation, fremd geworden sind. Aber für wen ist das eher eine Anklage: für jene Art von Liedern oder für unser gegenwärtiges, d. h. aus der jüngsten Vergangenheit ererbtes Empfinden? Sind die romantisch= sentimentalen Lieder von vorgestern (womit noch keine Geringschätzung der Romantik als solcher ausgesprochen sein soll) wirklich unsere Volksmusik? Ist der Geist, der aus diesen Liedern spricht, wirklich der deutsche Geist in seiner ganzen Weite? Oder wird er nicht hoch überragt durch den Geist, der aus den alten deutschen Kirchenliedern zu uns spricht: »Christ ist erstanden«, »Nun bitten wir den Heiligen Geist«, »O Heiland reiß die Himmel auf«, »Aus hartem Weh die Menschheit klagt«, »Mitten in dem Leben« u. a.? Das aber ist Geist vom Geiste des Gregorianischen Chorals, der Geist einer innigen, stürmischen Gebetsstimmung, der Geist des einstimmigen Gebetsrufes. Da segelt die Melodie nicht auf den Wogen einer nichtslegenden, zwischen I und V hin= und herplätschernden Begleitung einher, wie es das vergangene Jahrhundert liebte. Das Volk muß nur durch eine gesunde musikalische Erziehung, vor allem der Jugend, seine alten Liederschätze wieder kennen lernen, dann ist der Weg zum Choralverständnis nicht mehr so weit. Und wer mit jungen Leuten in dieser Richtung arbeiten kann, weiß, wieviel natürliche Anlage noch da ist!

Und dabei darf nicht vergessen werden: daß es gerade Choral sei, ist erst eine Frage zweiten Ranges. In erster Linie steht die liturgische Aktivierung, das Loskommen vom Konzertbetrieb, wie er sich seit Beginn des 17. Jahrhunderts immer mehr herausgebildet hat, von einem Hochamt, das nur Repräsentationszwecken dient, das der »Kenner« mit der Partitur in der Hand, schräg nach rückwärts sitzend, anhört, unbekümmert um den Altar und das heilige Opfer, das sich dort vollzieht.

¹² Leo Söhner, Von der Zukunft der katholischen Kirchenmusik, in: *Musica sacra* 1933, S. 147.

¹³ Freilich sind hier noch dauernd starke orientalische Einflüsse mit in Rechnung zu stellen, besonders aus Syrien und Byzanz; überhaupt kann mit dieser knappen Übersicht die Frage nicht erschöpfend dargestellt sein.

Manche sehen den einzigen Weg zur Aktivierung des Volkes in Meßgefängen der Muttersprache und kommen deshalb über die (still gelesene) Singmesse oder die Bet-Singmesse mit ihrer lateinisch-deutschen Sprach- und Stilmischung nicht hinaus¹⁴. Das letztere wäre nun nichts Unerhörtes: Lange Zeit war der römische Gottesdienst, nachdem die Alleinherrschaft des Griechischen ein Ende gefunden hatte, doppelsprachig, und er ist es heute noch in kleinen Überresten (Kyrie, Karfreitagsliturgie, Papstmesse, Teile von neueren Diözesanritualien). Aber trotz aller Werte, die Gebet und Gesang in der Muttersprache mit sich bringen und über deren weitere und tiefere Pflege wir uns alle freuen, darf man doch nicht in eine radikale Einseitigkeit verfallen: Wer regelmäßig und ausschließlich für die Teilnahme des Volkes am Gottesdienst nur die Muttersprache gelten lassen will, muß dabei schließlich die Muttersprache der Kirche vernachlässigen.

Warum eigentlich diese Scheu vor einer mäßigen, vernünftigen Teilnahme des Volkes an der Weltsprache der Kirche? Es kann doch heute niemand mehr im Ernst behaupten, daß auch den breitesten Kreisen nicht die Bedeutung von Kyrie eleison, von Sanctus, Agnus Dei und auch die Grundhaltung von Gloria und Credo klargemacht werden kann. Ebenso die Antwortrufe auf die Anreden des Priesters an die Gemeinde. Wenn Pius XI. verlangt: »Welt- und Ordensklerus sollen unter Führung der Bischöfe und Ortsordinarien allen Fleiß anwenden, um persönlich oder durch andere Sachkundige dem Volk Unterweisung in Liturgie und Kirchenmusik zu bieten. Solche Unterweisung ist ja ein Stück des Religionsunterrichtes . . .«, so ist hier sicher vor allem die textliche Erklärung, die Einführung in das Wortverständnis gemeint, soweit sie eben für weitere Kreise in Frage kommt.

In einer Privataudienz, die Papst Pius XI. jüngst einer führenden kirchenmusikalischen Persönlichkeit gewährte, äußerte er u. a. auch: »Eine Diskussion über den Befehl, das Volk zum Choral zu führen, gibt es nicht.« Der Fernstehende mag befürchten, daß hier eine musikalische Kunstrichtung als alleinigmachend erklärt wird; der Wissende hört aus diesem Wort nur die selbstverständliche Forderung heraus: »Die gesamtliturgische Erneuerung, in der ein Teil auch die Choralpflege ist, muß immer weiter voranschreiten.« Und die Schwierigkeiten? Auch sie hat der Papst längst vorausgesehen; man beachte aber, wie auch hier die Frage ganz von der seelsorglichen Seite angefaßt wird: »Nun sind wir uns wohl bewußt, wieviel Mühe und Arbeit all das erfordert, was wir hier angeordnet haben. Aber wer wüßte nicht, wie überaus viele kunstvolle Werke unsere Vorfahren der Nachwelt überliefert haben, ohne sich durch irgendwelche Schwierigkeiten abschrecken zu lassen? Sie waren eben vom frommen Eifer und vom Geist der Liturgie ganz erfüllt. Kein Wunder: Was von dem innern Leben, das die Kirche lebt, herrührt, übertrifft die vollkommensten

¹⁴ Sehr gut betont Lipphardt, daß es sich dabei nicht einfach um das Unterlegen deutscher Texte unter Choralweisen handeln kann, da diese zu stark in ihrem ganzen Aufbau mit dem lateinischen Sprachgeist verbunden sind.

Werke dieser Welt. Die Schwierigkeiten dieses hochheiligen Unternehmens mögen die Hirten der Kirche aneifern und ermutigen und nicht lähmen. Indem sie alle unserem Willen einmütig und beharrlich nachkommen, leisten sie dem obersten Hirten einen Dienst, der ihrem Hirtenamt durchaus entspricht.»

Philologisches zum Canon Missae

Von Dr. Felix Rütten

Nicht eine liturgiewissenschaftliche Bemühung hat dazu geführt, daß die hier folgenden Zeilen niedergeschrieben wurden; sie sind veranlaßt durch rein sprachliche Beobachtungen, die bei einer zufälligen Vergleichung der gebräuchlichen Übersetzungen des Canon Missae gemacht worden sind. Bekanntlich weichen diese Übersetzungen nicht nur in der Wortwahl vielfach voneinander ab; auch der Sinn mancher Wörter und Wendungen wird sehr verschieden gefaßt. Der jetzige Augenblick, wo man sich um einen deutschen Einheitstext für die Feier der Gemeinschaftsmesse bemüht, gebietet aber geradezu, alles aufzubieten, um zu einer ganz zuverlässigen und gründlichen Deutung dieser Gebete vorzudringen.

Die philologischen Bemerkungen, die in dieser Absicht hier vorgetragen werden, bringen einiges, was wohl schon einmal gesagt, aber von den gebräuchlichen Übersetzungen kaum beachtet worden ist. Das meiste ist, soweit ich sehe, noch nicht gesagt. Vielleicht ist es mir gelungen, zu zeigen, daß es auch hier Aufgaben für die Philologie, in dem ursprünglichen Sinne der liebevollen Worterklärung, gibt. Noch immer sind die »Konfessionen« des hl. Augustin ein Buch voller sprachlicher und daher auch sachlicher Rätsel, ganz zu schweigen etwa von Tertullian. Nicht weniger schwierig ist manches in den alten Teilen des Canon Missae, die ja auch in die Väterzeit gehören.

Man hat sich unbedenklich gewöhnt, im Canon Missae auch müßige, tautologische Wörter anzunehmen. Das ist in der antiken Literatur im allgemeinen nicht erlaubt. Wer sich um das volle Verständnis von Cicero oder Tacitus, Tertullian oder Augustin bemüht hat, der weiß, wie stark das Sprachbewußtsein der alten Zeiten war. Das Recht aber auf eine genaue und volle Interpretation, das wir Tertullian oder Augustin zugestehen, muß erst recht der Canon Missae haben. Wenn er von den Umstehenden sagt: *quorum tibi fides cognita est et nota devotio*, so genügt die Übersetzung »deren Glaube und Andacht Dir bekannt ist« durchaus nicht, denn es ist nicht von vornherein gewiß, daß *cognita* und *nota* nichts weiter sind als ein gefälliger Wechsel im Ausdruck und ein rhythmisch schönes Gefüge. Sie sind auch das, und mehr. Bei dem Worte *cognitus* findet sich schon seit langer Zeit in dem (leider noch nicht zur Hälfte gedruckten) „Thesaurus linguae Latinae“ ein besonderer Abschnitt „*Cognitus = probatus*“; denn *cognitus* heißt in vielen Fällen »bewährt«. Livius (7, 40, 18) braucht geradezu den Ausdruck *fides cognita*, d. h. bewährte Treue; und die Afrikaner, die bekanntlich die lateinische Sprache retteten in den Zeiten, da Roms Gefellschaft und Volk